

Deutschen Rundschau

Nr. 290 Bromberg, den 18. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten).

Am Nachmittag landeten wir in Koblenz, wo das Sternenbanner der Amerikaner auf dem Ehrenbreitstein flatterte. Eingeborene vom Mississippi und Ohio am Deutschen Eck zwischen Rhein und Mosel! Blonde Kerle, Kaugummi im Mund, Shagpfeife zwischen den verrauchten Zähnen. Vielleicht weitläufige Verwandte, denn die Gäste vom Stamme der Yankees waren doch zur Hälfte aus deutschen Zellen gekrochen. Welche Umkehrung überhaupt: Amerikas Intelligenz, zum großen Teil Made in Germany, bedankte sich wie die Enkel, die in alten Kalendergeschichten ihren Großvater enterbten!

Auch die amerikanischen Truppen trugen khakigelbe Mäntel, Joppen und Wickelgamaschen. Doch benahmen sie sich wie Kinder, kaum wie gedrillte Soldaten. Auf der Rheinpromenade spielten sie Fußball und schrien dabei wie die nackten Wilden. Oder sie fütterten hungrige Möven mit Weißbrot, das sie in sündhafter Fülle ans Ufer schleppten. Der Eisgang war ihnen etwas Neues, der hohe Schnee nicht minder. Denn sie trieben Allotria, Offiziere und Mannschaften durcheinander. Auch mir flog ein Schneeball ins Gesicht, und ich konnte nicht zürnen; denn der Schütze dieses Volltreffers schlug Purzelbäume vor Wonne. Vielleicht hatte man zu Weihnachten auch Schaukelpferde und Hampelmänner auf Kosten Deutschlands angefordert. Zum Unterhalt der Besatzungstruppen in Koblenz.

Mir fiel wieder ein, daß immer noch Weihnachten war. Ich hatte es schon vergessen. Woran sollte ich das Fest auch erkennen? Illuminierte Krippen standen nur in den Kirchen, die Familien froren hinter ihren Eisblumenfenstern.

Vor dem Regierungsgebäude waren zwei Soldaten aneinander geraten. Sie boxten in Hemdärmeln, schlugen sich die Kiemen in Stücke und bluteten aus allen Löchern. Ringsumher rauchende Offiziere und kauende Mannschaften. Alle sorgten lauernd, daß der Ring frei blieb. Keiner stiftete Frieden, keiner trennte die Verbissenen. Im Gegenteil: Ein Offizier verwahrte die abgeworfene Garderobe der Boxer, während alle andern sich überschrien vor Besessenheit. Jeder feuerte die Prügelbuben an, jeder verfolgte den Kampf mit einer Grimasse, in deren Rinnsalen ein Gemisch von Roheit und Spannung fieberte.

Mein Autolenker hatte den Wagen angehalten. Schon kletterten zwanzig Yankees über unsere spanischen Korken, um einen Tribünenplatz zu erobern. Und pfiffen nur noch hysterischer in den Tumult des Hahnenkampfes.

Ich scharrte die längst verschimmelten Brocken meines Pennäler-Englischs zusammen und fragte einen dieser Nachbarn: „Mister, why do you not found peace —?"

Der Lümmel bog sich vor Lachen. Gewiß, meine Sprachkünste wirkten wie Juckpulver. Aber nein, der kleine Amerikaner schlug mich auf die Schenkel: „Du kannst deutsch reden, ich verstehe nicht viel Englisch . . .!"

So etwas spielte die Wacht am Rhein!

Ich fragte noch einmal: „Warum stiftet ihr nicht Frieden? Die Kerle bluten doch wie die Ochsen!"

Der Yankee winkte ab: „Abwarten, einer von denen muß k. o. gehen!"

Amerika!

Schon krachte der Besiegte ächzend zusammen. Eine hundertfältige Meute zählte bis neun. Der Ohnmächtige blieb zuckend liegen, aus seinem Mund quoll Blut. Dann bebte die Erde: Ein Orkan des Beifalls erschütterte die Luft, Mützen wurden hochgewirbelt, Sacktücher flatterten, Schneebälle schossen hin und her. Und jeder von den Brüllenden zückte die Börse, man zahlte und kassierte die Quoten abgeschlossener Wetten. Pfiffe, Gelächter, Flüche, klatschende Hände. Business is business. Auch hier. Nicht nur in der großen Welt. Man hatte mit dem Blut der Kämpfenden ein Geschäft gemacht.

Ekel säuerte meine Zunge, — welches Sinnbild war mir begegnet!

Der Sieger des Kampfes wurde auf Schultern in die nahe Kaserne getragen, während sich sein lahmes Opfer ohne Hilfe aufraffen und auf eine Bank der Rheinpromenade schleppen mußte. Hätte er gesiegt statt des andern, wäre alles umgekehrt gekommen, nur die Dollarquoten blieben bestehen wie ein heiliges, unantastbares Gesetz.

Kein Mitleidiger tröstete den Blutenden auf der Promenadenbank. Kein Samariter verband ihm die gespaltene Stirn. Kein Freund reichte ihm einen Trunk Wassers. Der Geschlagene hatte keine Freunde mehr, da er geschlagen war.

Mein Kraftfahrer löste die Bremse, trat auf den Fußhebel, die Reise mit der Schüttelrutsche konnte weitergehen. Meine Kiefer waren schon klamm von der Holperei, mein Darm hatte Knoten, mein Gesäß dicke Schwielen. Da sich die Dunkelheit über uns zusammenschob, hielten wir unter Schloß Stolzenfels noch einmal an, um die Karbidlaternen anzuzünden. Dann rollten wir weiter nach Rhens, Boppard und St. Goar; auf allen Dächern qualmten Kamine, wie warm mußte es in diesen Häusern sein. Die Weinberge lagen wie ausgesaugte Euter neben uns und über uns, der Winter hockte auf den Stöcken, die Lese war längst vorbei. In Bacharach — es war schon Nacht geworden — fragte mich der Kraftfahrer nicht eben freundlich, ob denn das Kaff Mostheim noch weit sei. Ich schrie dem Lenker ins rechte Ohr, wir wären bald da. Ich hätte das gern ruhiger gesagt, aber die gummilosen Räder wollten es anders.

Mein Unbehagen vermehrte sich mit jedem Kilometerstein. Wo lag dieses Mostheim? Ich besah mir die Fäuste des Autolenkers: Pranken wie Zuschlaghämmer! Ich fürchtete mich zwar nicht, aber diese Fäuste gaben mir den guten Rat, das Dorf Mostheim bald zu entdecken. Endlich: Im Lichtkegel unsrer Laternen leuchtete ein Wegweiser auf. Nach Mostheim 1,7 Kilometer!

Ob der Mann am Steuer das Schild gelesen hatte? Nein, er starrte geradeaus, krampfte die Fausthandschuhe ums zitternde Rad und heulte dicke Tränen; nicht aus Kummer, der Frost biß wie Pfeffer. Ich spielte den Klugen und brüllte dem Nachbar in die steife Ohrmuschel: „Noch fünf Minuten!"

Sein Gesicht taute auf. Wir pflügten noch einmal durch die Schneeschollen der Landstraße, ein französischer Posten kläffte hinter uns her: „Eh, boche, boche“, dann bremsten wir in Mostheim, rutschten noch zehn Meter wie mit einem Schlitten und standen fest im splittrigen Eis. Der Kühler qualmte wie ein Waschkessel, unsre Füße hatten kein Blut mehr, wir bewegten die Beine wie plumpe Prothesen.

Kein Haus hatte Licht, keine Tür war offen geblieben. Ich sah auf die Uhr: Zwanzig vor zwei. Der Kraftfahrer setzte den Hals einer Schnapspulle an den Mund und reichte mir den Fusel weiter. Das sickerte in den Leib wie geschmolzenes Eisen. Und ein Speckbrot teilte der Reisegefährte mit mir, es schmeckte wie Kuchen. Dann stampften wir uns Leben in die Füße, wärmten die klammen Hände am Kühler, der weiß Gott nicht kühl war. Nach einer halben Stunde waren wir endlich imstande, zwanzig Schritte hin und her zu gehen, um das Haus jenes Küfers oder Winzers zu suchen, bei dem die spanischen Korken abgeladen werden sollten. Der Fahrer fragte noch: Wendland soll er heißen, kennen Sie den?“

Woher sollte ich den Weinhändler Wendland kennen. Wir fanden ihn, nachdem ich die Laternen des Wagens schräg gegen die Häuser gedreht hatte. Da stand es: Pankraz Wendland, Weingutsbesitzer, Mostheim am Rhein.

Wir stapften in den verschneiten Hof. Es roch hier appetitlich nach Treber und gärenden Fässern. Ich stieß in der Dunkelheit an den Schwengel einer Keltermühle, die Finsternis fror auch in diesen Mauern. Da aber unser Motor des strengen Frostes wegen weiter lief, mußte sein Lärm wie eine Weckuhr gewirkt haben: Meister Wendland schob nämlich schlaftrunken den Kopf durch die Obertür, fragte: „Quartier Mösjöhs?“, während wir ihn belehrten, hier seien ausnahmsweise keine Franzosen angekommen, wohl aber spanische Korken für den Winzerverein.

Der Weinonkel machte Licht, wir steuerten den Wagen in den Hof, luden die siebzehn Säcke ab und durften uns am Küchenherd wärmen. Dann bezogen wir zwei richtige Feldbetten im Spülkeller, wo ein schüchternes Öfchen knisterte. Meine Füße moussierten wie Selterwasser, der Frost hatte bis auf den Knochen geschnitten.

Am nächsten Morgen fuhr der Korkenmann wieder zum Niederrhein, ich aber blieb in Mostheim und war ebenso klug wie vorher. Der alte Wendland hielt mich nicht fest, obwohl die Feldbetten im warmen Spülkeller nicht benutzt wurden. Betteln mochte ich nicht, auch das mußte einmal ein Ende haben. Also warf ich mein Bündel aufs Kreuz und tippelte durchs Nest. Hier wimmelte es von Franzosen! In diesem Dorf von etwa 1500 Einwohnern lagen bald zwei Infanterieregimenter, schmächtige, frierende Patrone. Beine ohne Waden, Lippen ohne Bärte, Hauptleute ohne Haupt. Das reinste Ballettkorps. Einige Offiziere fuchtelten mir mit der Reitpeitsche unter den Nasenlöchern, weil ich immer noch die feldgraue Kluft als Zivilkleid trug. Und parfümiert rochen die Burschen. Freilich war ich auch Zeuge, wie ein visitierender Oberst die Soldaten anpfiff, sie hätten sich gütigst anständig zu benehmen. Diesen Obersten grüßte ich, um ihm klar zu machen, daß seine Lektion berechtigt sei. Er grüßte mich nicht wieder, ich fand das bei einem Sieger nicht verwunderlich.

Um Mittag hatte ich alles abgewandert, was zu den Eigenheiten der Gegend gehörte: Weinberge, zugeschneite Schieferkanzeln, eine trostlose Burgruine und zwei vereiste Bäche. Da konnte man nirgendwo unterkriechen, selbst als Stromer sah ich keine Möglichkeit, ein Obdach zu finden. Ich hatte auch keine Lust, abends meine Seele den Sternen zu empfehlen, um morgens als erfrorene Leiche aufzuwachen. So bequem wollte ich mich nicht aus der Klemme ziehen. Also mußte ich schon vom Vermögen zehren, und dieses Vermögen betrug knapp 70 Mark. Die Leute in Mostheim wollten sogar wissen, daß eine Mark keine Mark mehr sei, sondern nur noch siebzig Pfennige. Und sie wollten ferner wissen, daß nächste Woche die siebzig Pfennige nur noch fünfzig wären. Da schmolz ja mein Kapital wie Butter in der Pfanne. Kuriose Zeiten.

Ich ging in eine Kneipe, „Zum Goldenen Anker“ stand auf dem Giebel. Und bestellte etwas Essen, erbte aber nur ein erstauntes Lächeln im Gesicht der Wirtin. Woher sie das Essen nehmen solle?

Woher sollte ich es nehmen?

Ich erklärte der Schönen, ich sei kein Kurgast, vielmehr ein entlassener Soldat mit verschiedenen Medaillen und Verdienstkreuzen. Da sie abermals bedauerte, wies ich nach dem Nebentisch hin, wo vier welschende Offiziere sich die Portionen in den Leib stopften.

„Jaaa, das ist unsere Einquartierung. Wir haben hier die Offiziersmesse. Diese Lebensmittel werden uns nur für die Besatzung geliefert, nicht für den Wirtschaftsbetrieb!“

Ich wollte ein Loch in den Tisch schlagen, beherrschte mich aber, stand auf, warf mein Bündel auf den Rücken und verließ die Kneipe, die sich „Zum Goldenen Anker“ zu nennen wagte. Kaum war ich zehn Schritte draußen, da kam die Wirtin aus der Seitentür, holte mich zurück und ließ mir in der Küche ein Hammelkotelett mit Kartoffeln auftragen. Die Franzosen dürften's aber nicht sehen!

Als ich bezahlen wollte, fiel mir die Kochfrau in den Arm: „Nix Moneten, Mösjöh!“

Das fette Monstrum war schon im Tran mit dem Französisch für den Hausbedarf. Ich behielt mein Geld, benutzte aber den günstigen Augenblick zu einer Frage: „Kann man hier nirgendwo arbeiten?“

Nein, man konnte nirgendwo arbeiten. Das bestätigte auch der Wirt, der sich, schnaufend und fluchend aus der Kälte kommend, am Türeisen die Stiefel abscharrte. Er sagte, er habe bei Diebach über den Rhein gewollt, um in Lorch Porzellanteller zu kaufen, aber die Fähre sei beschlagnahmt gewesen von den Besatzungstruppen.

Während der „Goldene Anker“ so schimpfte und wetterte, sah er mich feindselig an. Ich hatte im molligen Unterschlupf der Küche nichts mehr zu suchen. Doch bevor mich der Grobian an die Winterluft setzen konnte, fragte ich ihn, ob man denn in Mostheim keinen Kahn hätte, um ans andere Ufer zu rudern. Da lachten sie mich aus mit ihren roten Gesichtern, selbst der Hund schoß bellend unterm Küchentisch hervor. Und die fette Kochmamsell tippte sich auf die Stirn: „Sie, bei dem Eisgang auch noch rudere wolle? Wat mache Sie für dämliche Sprüch!“

Ich hörte noch, wie der Wirt seiner Frau mit verzweifelten Gesten vorrechnete, er könne heute abend mit zwanzig Tellern keine dreißig Offiziere aus Frankreich bedienen; dann verließ ich die Küche und stand, kaum angewärmt, schon wieder im Eiskeller der rheinischen Landschaft. Und lief spornstreichs zum Ufer, fand dort, was ich brauchte: Einen gekippten Nachen! Ich versuchte, das hölzerne Ding auf den Kiel zu drehen, es gelang mir, wenn auch meine Augen vor Anstrengung aus der Stirn quollen. Ich klopfte die Klinker ab, sie waren noch leidlich heil, die undichten Fugen würden sich schließen, sobald das Holz ans Quellen kam. Unter den Sitzen lagen sogar zwei Riemen mit abgenutzten Plätten, ich würde mit ihnen schon zurecht kommen. Wem das Fahrzeug gehörte? Meine Sorge!

Meine Muskelarbeit hatte Zeugen gefunden: Poilus mit koketten Baskenmützen und Ohrringen. Gesichter wie Zigeuner; viel zu schick, um männlich zu sein. Da heutigentags dem Frechen die Welt gehörte, sprach ich die Muskoten an: „Messieurs, un peu Transport?“

Ich deutete mit den Fäusten die Bewegung des Schiebens und Drückens an. Tatsächlich war die Bande so nobel, mir bei dieser privaten Pionierarbeit zu helfen. Hau ruck! Hau ruck! Prompt knirschte der Nachen vom Kies in den Sand und vom Sand ins Wasser. Merci très viel, Messieurs! Ich saß schon im Kahn, hinter mir mein Bündel, rechts und links die Ruderriemen. Und schaukelte in den Strom, wo mich bald die treibenden Inseln der Eisschollen überfielen. Freilich waren die schwimmenden Panzer schon morsch geworden. Es war wohl Tauwetter am Oberrhein. Dennoch hatte ich in meiner Holzschale immer wieder Stöße und Erschütterungen auszuhalten, die das Fahrzeug zuweilen quer vor die Strömung keilten. Ich legte mich in die Riemen, riß die Plätten durchs Wasser, warf mich gegen die Holme, zog und stieß mir den Schweiß aus den Poren, — es war saure, wahnwitzige Arbeit. Und mitten im Strom nahm mich eine Scholle auf den Rücken, die trotz dem Tauwetter am Oberrhein nicht bersten und splittern wollte. Nun saß ich fest wie zwischen den Zähnen eines Krokodils und wartete aufs Kippen und Kentern; denn die Scholle schob mich unentwegt zu Tal und drückte die Nase des Bootes immer tiefer unter Wasser. Am Ufer war das Hallo der Kinder und Poilus zu hören. Die Gören ärgerten mich nicht, wohl die johlenden Franzosen. Und es war ein Glück, daß die

Sieger etwas zu spotten hatten, vielleicht hätte ich mich sonst der Übermacht des Eises zu früh gebeugt. Also hackte ich mit dem Backbordriemen eine Grube in die Scholle, stemmte mich mit ganzer Kraft gegen den Holm, so daß sich das Blut in meinem Kopf zusammenpreßte. Dann ein Stoß und ein schauerliches Bersten: Die Scholle trieb mit zerschnittenen Hälften rechts und links an mir vorbei, während der Kahn planschend ins Wasser zurücksackte. Ich ruderte weiter, hielt aber jetzt scharf Ausschau, um vor den dicksten Panzerplatten durch wendiges Steuern vorbeizukommen. Die Kirche von Mostheim war schon bedenklich klein geworden, so weit hatte mich der Strom nach Norden abgetrieben. Ich mußte ans rechte Ufer, ich mußte! Immer wieder donnerten die Schollen gegen das Heck des Nachens, immer wieder schlug ich die Plätte ins Wasser und riß sie hindurch. Zuweilen flatterten hungrige Möven von den Eismatzen auf und zogen ihre grauen Kreise, so daß mir einmal die Nase bekleckert wurde. Ich durfte nichts abwischen, meine Fäuste arbeiteten im Akkord, ruck und zuck, scharf im Takt und immer mit letztem Einsatz.

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Fenster der Wald.

Weihnachtshumoreske von Ernst Handschuch=Offenbach.

Das Haus, in dem Onkel Kaster wohnte, lag eine Stunde von der kleinen Stadt entfernt am Rande eines mächtigen Forstes. Ehedem hatte es einer Försterfamilie gehört. Dann stand es lange Zeit leer. Niemand wollte so weit hinaus. Den Onkel bestach jedoch die niedrige Miete und der nahe Wald. Er war pensionierter Lehrer, liebte die Natur mit Leidenschaft und nicht minder den Pfennig. Niemand hatte ihm widersprochen, als er in das Waldhäuschen zog; denn Marie, die gutmütige und etwas beschränkte Verwalterin seines Haushaltes, war die Demut selber. So lebte er schon etliche Jahre da draußen, und es bekam ihm recht gut. Hin und wieder schrieb er seiner Schwester, meiner Mutter. Zu Weihnachten aber pflegte er einen seiner Neffen einzuladen.

Dieses Mal hatte es mich betroffen. Die Mutter packte mein Köfferchen und schnürte ein großes Päckchen für den Onkel, obgleich sie wußte, daß er es nicht leiden mochte. Aber ihre schwesterliche Liebe zu dem Einsamen war groß. — Zwei oder drei Tage vor dem Fest kam ich in dem Städtchen an. Der Empfang war knapp und sachlich; denn Onkel Kaster zeigte nur ungern sein Herz. Die gute, alte Marie führte mich in mein Zimmer. Mein Paket, das ich draußen hatte stehen lassen, holte sie heimlich herein und versteckte es gut.

Die Tage waren kurz und von weichen, verlorenen Farben erfüllt. Ich schlief lange am Morgen, streifte durch den weiten Wald oder las in den Romanen, die ich mitgebracht hatte. Onkel Kaster war sehr beschäftigt. Seine Bienen hatten eine schlimme Krankheit, so daß er den ganzen Tag über vor den niederen Körben in der Halle saß. Doch umso eifriger war Marie um mich besorgt.

Am Morgen des Bescherabends fing es an zu schneien. Der Schnee fiel in dichten, großen Flocken und hatte gar bald Feld und Wald eingedeckt. Als es aufhörte, lag die Sonne gelb und matt über einem tausendfältigen silbernen Gefunkel. Ich saß den ganzen Vormittag in meiner Stube und schaute auf die weite, weiße Fläche, in deren Ferne die schwarzen und rauchenden Linien des Städtchens aufstanden. Zum Mittag gab es Bohnensuppe mit Würstchen, die mir ausgezeichnet mundete. Onkel Kaster machte ein finsteres Gesicht und war sehr einsilbig.

„Der Schnee paßt mir gar nicht, obgleich er dazu gehört“, sagte er und wischte sich den Mund. „Er kommt mir einige Stunden zu früh. Wer weiß, ob ich jetzt das Bäumchen noch finde.“ — „Du willst einen Baum . . .“, wollte ich fragen. Doch er winkte heftig ab: „Freilich wird ein Baum gemacht. Ich habe ihn schon längst ausgesucht. Da drüben ist eine Hege, dort steht er. Sind eh' schon zu viel darinnen. Wenn die Sonne weg ist, wird er geholt. Marie gibt dir einen Sack und ein Beil. Sie putzt den Baum später zurecht. Ein bißchen Silberflitter und die Kerzen, sonst nichts, verstanden?“ — „Aber Herr Kaster“, wagte es Marie, „wenn es gemerkt wird und der Aufseher Sie erwischt, kostet es ein schönes Stück Geld. Jedes Jahr habe ich die große Angst. Der junge Herr und ich können doch gut ein Bäumchen aus der Stadt holen. Auf dem Markt gibt es so viele . . .“ — „Papperlapapp, Marie! Schweige und rede nicht über Sachen, die du nicht verstehst. Vor dem Fenster, vor der Nase den Wald und im Städtchen einen Baum kaufen? Hahaha, das wäre ein ärgerliches Geld.“ Der Onkel sprach es, griff die Pfeife von der Wand und verschwand.

Die Schatten über dem Schnee wurden länger. Sein kaltes Feuer losch mehr und mehr. Der Himmel, der jetzt zart dunkelblau war, senkte sich tief herab, und schließlich stand nur noch ein einziger blauvioletter und hauchdünner Duft über Feld und Wald. — Der Kaffee war getrunken. Ich hatte meine Mütze aufgesetzt und meine Schuhe angezogen; gerade schlug ich mir einen Schal um den Hals, als Onkel Kaster rief. Er stand unten an der Treppe, hatte seine Manchesterhose angezogen und trug die Hausjoppe, seine Füße staken in weiten Kamelhaarschuhen, die mit Spangen verschlossen waren.

„Bist du fertig?“ fragte er mich und schüttelte den Kopf. „Wie zu einer Polarfahrt hast du dich ausgerüstet. Du glaubst wunders, wie schwer die Sache sei. Das geht eins, zwei, drei . . . In zehn Minuten hocken wir wieder hinterm warmen Ofen.“

Er knöpfte sein grünes Hemd zu, setzte seinen alten Hut auf und ging. Doch bevor er das Haus verließ, drehte er die über der Haustür hängende Tafel mit dem Spruch „Unrecht Gut gedeiht nicht gut“ herum. Ich tapste hinter ihm her. Der Schnee lag hoch und glänzte leicht in der blauen Dämmerung. Wir schritten etliche Minuten am Wald entlang, bogen in eine breite Schneise ein, die durch Hochwald führte. Dann betraten wir einen schmalen Seitenpfad, der durch dichtes Unterholz zog und sehr beschwerlich zu begehen war. Der Sack mit dem Beil, den ich unter dem Rock trug, drückte mich.

„Gleich rechts ist der Fichtenschlag“, flüsterte Onkel Kaster. „Daß du mir nun nichts redest!“ Noch eine gute Zeit tappten wir durch das Gehege, ohne daß wir den Fichtenschlag fanden. Der Pfad verlor sich. Wir gerieten in Hochwald, der auf etwas abschüssigem Hang wuchs. Als wir hinabgestiegen waren, kamen wir an einen Grenzgraben, der zum Glück trocken war. Jenseits des Grabens stand ein junger Fichtenschlag.

„Wir sind gerade von der falschen Richtung gekommen“, wisperte Onkel Kaster, „und daran ist nur der Schnee schuld. Aber hier das Bäumchen ist auch gut.“ Er ließ sich das Beil geben und trennte das Bäumchen mit einem einzigen Hieb von der Wurzel. Nachdem er es kurz und heftig geschüttelt hatte, steckte er es in den Sack, den ich unter den Arm klemmte. Das Beil verbarg er in seiner Joppe. Hierauf traten wir den Rückweg an. Aber wir hatten jede Richtung verloren. Onkel Kaster lief vor und zurück, suchte hier und suchte dort, schlüpfte durch Hecken und atmete schwer. Ich schlurfte hinter ihm drein. So irrten wir lange umher. Endlich fanden wir einen schmalen Weg, den Onkel Kaster sogleich wacker zu beschreiten anfing. Gehorsam und ein braver Knecht Rupert folgte ich ihm. Die Zeit verrann, doch der Wald lichtete sich nicht. Der Schnee knirschte unter unseren Schritten. Zuweilen sahen wir Sterne, die hoch und kalt in einer klaren Luft hingen. Onkel Kaster machte jetzt oft und jäh halt. Er ließ es sich gern gefallen, als ich ihm meinen Schal umband. „Wir haben uns verirrt, gründlich verirrt“, sagte er ein einziges Mal. Auch mir wurde langsam unbehaglich zumute, obschon mich die Geschichte anfangs belustigt hatte. Wieder tapsten wir darauf los. Wer weiß wie lange wir noch gelaufen wären, hätte an unsere Ohren nicht auf einmal Glockengeläute geklungen. „Das sind die Lautricher Glocken“, schrie Onkel Kaster und hüpfte schier vor Freude. „Los, los! Wir müssen darauf zulaufen, ehe sie ausklingen.“ Quer durch den Wald sprangen wir, der sich langsam senkte und in einem engen Tal zurückblieb. Weit hinten glänzten Lichter. „Hurrah, das ist Lautrich“, schrie Onkel Kaster. „Wirf den Baum weg und nimm das Beil!“

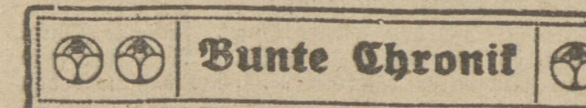
In der Wirtschaft des Bürgermeisters kehrten wir ein. Die Familie feierte gerade den Heiligen Abend. Es gab große Augen, als man uns sah. Onkel Kaster war am

Ende seiner Kraft und sehr verlegen. Er erzählte von einem kleinen Spaziergang, den er mit mir, seinem Neffen, unternommen habe und auf dem wir uns so schrecklich verirrten. Man gab uns zu essen und zu trinken. Dabei mußte ich höllisch achtgeben, daß mir das Beil nicht rutschte. Onkel Kaster saß zerschmettert in einem Sessel. Ohne Widerspruch ließ er es zu, daß man ihm die durchweichten Kamelhaarschuhe auszog. Man reichte ihm frische Strümpfe und Schaftstiefel. Die Uhr zeigte weit über neun. Nahezu vier Stunden waren wir durch den verschneiten Wald getappt. Ein Bauer brachte uns auf einem Stuhlwägelchen fort. Er berechnete die Fahrt billig und nahm nur vier Mark. Als wir nach einer Stunde etwa nach Hause kamen, standen die Landjäger und eine große Anzahl junger Leute im Hof. Sie hatten Laternen und Schaufeln bei sich und waren von Marie in ihrer Not gerufen worden. Gerade wollten sie uns suchen gehen.

Onkel Kaster legte sich sofort ins Bett. Der Landjäger und die jungen Leute saßen in der guten Stube und bekamen Eierkuchen und heißen Rotwein. Spät erst verließen sie das Haus. „Eigentlich müßte ich Sie und Ihren Onkel anzeigen; denn Marie hat mir alles gebeichtet", lachte der Landjäger, als er ging. „Aber der Rotwein war wirklich gut."

Ich verschloß die Haustür und griff unwillkürlich nach der Tafel mit dem Spruch. Es hatte nichts geholfen, daß man sie auf die andere Seite drehte. Doch ehe ich weiter nachdenken konnte, trat Marie zu mir. „Ach", seufzte sie erleichtert, „wie schläft doch der Onkel so fest und gut! Mag es auch noch so schlimm gewesen sein für mich, junger Herr, aber Sie können es glauben, es ist der schönste Heilige Abend, den ich jemals erlebt habe."

Und während sie mich mit ihren sanften Augen ansah, ging ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht.



Die Reiserouten der Störche.

Während für die meisten Zugvögel genaue Fluglinien nicht bekannt sind, wissen wir über die Flugstrecken der Störche im Winter nähere Einzelheiten. Für die mittel- und nordeuropäischen Störche kommen zwei Flugstraßen, eine östliche und eine westliche, in Betracht, die sich in Deutschland an der Weser treffen. Die Störche, die westlich der Weser ihr Nest haben, fliegen im Herbst das Rheintal aufwärts und durch die Burgundische Pforte nach Südfrankreich und weiter nach Spanien. Nach der Überfliegung der Straße von Gibraltar wenden sie sich an der Westküste Afrikas entlang nach Süden. Leider versagt hier nun unsere Kenntnis, denn es gelang bisher nicht, die weitere Fluglinie festzustellen. Doch ist anzunehmen, daß diese Störche sich in der Nähe des Kongogebietes mit den auf der anderen Flugstraße von Mitteleuropa ankommenden Störchen vereinigen und nun gemeinsam weiter nach Südafrika fliegen. Die andere, die sogenannte Oststraße, geht südöstlich die Donau abwärts bis zum Schwarzen Meer nach Kleinasien und weiter über Syrien und Palästina ins Niltal, sie folgen zunächst dem Nil, um sich schließlich in Mittelafrika in der Nähe des Kongo mit den „Westwanderern" zu vereinigen.



Lustige Ecke



* **Der Neuling.** Ein junger Mann, der erst seit kurzer Zeit einen Führerschein besitzt, fährt mit seinem Auto einen alten Herrn über den Haufen und schreit:

„Sie haben Schuld, mein Herr! Ich bin ein geschickter Lenker — ich fahre schon seit vierzehn Tagen!"

„Ach", sagt der alte Herr, indem er sich erhebt, „ich bin auch gerade kein Neuling; denn ich gehe schon seit sechzig Jahren!"



Rätsel-Ecke



Zahlen-Rätsel.

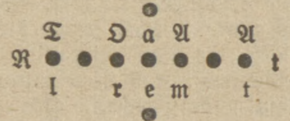
Die Ziffern dieser Abbildung sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß in den waagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

12	13	1	2	5	kleines Raubtier
6	2	9	11	5	indische Sekte
3	8	11	8	10	Naturerscheinung
14	4	10	9	5	arithm. Bezeichnung
5	15	8	8	3	Waffe
16	6	6	8	3	giftiges Tier
7	17	8	1	2	Metallfabrikat
6	8	4	1	2	Gewässer
6	13	5	5	8	Trinkgerät

Sind die richtigen Wörten gefunden, so erscheint in den stark umrahmten Kästchen ein jetzt vielgenanntes Wort.

*

Broschen-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die waagerechte Mittellinie eine Naturerscheinung.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 284.

Weihnachts-Kreuzwort-Rätsel:



*

Die versteckten Namen:

1. Heinz spielte mit seinem Freunde **Loito**.
2. Edith setze die schöne, bunte **Vase** auf den Schrank.
3. Komm' mal **her, Bertha**.
4. Höre, **Richard**, ißt du Aepfel gern?
5. Hol' einen **Aal, Bertha**!
6. Hier ist ein **Schirm, Garde**robenfrau!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.